

Wie die deutsche Jugend ihre Zeit erlebt

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **22 (1932)**

Heft 53

PDF erstellt am: **08.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-649221>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Besten der Ausstellung. Mit seinem Berner „Markt“ bringt er ein Stück Alltag glücklich in die Kunst.

Früch und froh sind die impressionistischen Bilder von Helene Roth. Die Malerin ist farbenfreudig und ihre „Mailandschaft“ vermag ein Zimmer wohl zu schmücken.

Von den Zeichnungen sind besonders diejenigen von Albert Schnyder zu beachten. In wenigen Zügen versteht es der modern gesinnte Künstler, ein Liebespaar oder Mutter und Kind wiederzugeben.

Die Plastik ist nicht weniger gut vertreten als die Malerei. Die leidenschaftslosen Frauenköpfe von Max Fueter sind bis ins Kleinste durchgearbeitet und wirken außerordentlich schön. Der Künstler löst die Flächen auf in Rundungen und Volumen. Auch die ganzen Figuren sind durchgebildet, die Glieder voll und kräftig, Brust und Rumpfund und stark.

Die Mädchenfigur von Hermann Hubacher zeigt im Einzelnen, etwa in den Armen, geringere Durchbildung, aber als Ganzes wirkt sie überzeugend. Völlig ungezwungen steht sie da, nachlässig hält sie das Tuch in der Rechten — das trotz der schweren Bronze als leichtes Gewebe wirkt — selbstgefällig betrachtet sie sich im Spiegel, den sie leicht in der Linken vor sich hinhält. Hubachers Porträtkopf ist weniger in Einzelheiten genau und fein, als mit einer gewissen Wucht ausgeführt, was den leidenschaftlichen Ausdruck der dargestellten Schauspielerin noch verstärkt.

Der männliche Bildniskopf von Paul Kunz zeigt eine herb realistische Kunst.

Die Weihnachtsausstellung ist in der Weise mit einer Lotterie zur Erbauung eines bernischen Studentenheimes verbunden, daß als Preise ausgestellte Kunstwerke abgegeben werden. Jedes nicht gewinnende Los berechtigt zum freien Eintritt in die Kunsthalle und bieten für den ausgegebenen Franken vollwertigen Ersatz. O. M.

Wie die deutsche Jugend ihre Zeit erlebt.

Der deutsche Schriftsteller Gerhard Schäfer, den unsere Leser aus Beiträgen in diesem Blatte schon kennen, hat sich von Lehrern und Direktoren einige Aufsätze und Briefe von Schülern besorgen lassen, aus denen mit erschreckender Deutlichkeit hervorgeht, daß die deutsche Jugend unter der wirtschaftlichen und moralischen Not der gegenwärtigen Zeit bis zur Verzweiflung und Selbstaufgabe leidet. Es seien hier einige besonders charakteristische Beispiele wiedergegeben. Das letzte deutet die wirtschaftlichen Gegensätze auf, die das politische Leben so arg radikalisieren. Sie lassen viele Erscheinungen des heutigen politischen Lebens in unserem Nachbarstaate in anderem, deutlicheren Lichte erscheinen als die Artikel der Tageszeitungen.

Der 14jährige Werner B., Obertertianer eines Berliner Gymnasiums schreibt in einem Aufsatz:

„Vor einigen Monaten wurden wir ganzen Schüler, von der Sexta bis zur Oberprima, in die Aula gerufen. Unser Herr Direktor hielt eine Ansprache, weil im B.-Gymnasium etwas vorgefallen war, das uns hätte nachdenken lassen müssen. Da war nämlich ein Schüler in der letzten Unterrichtsstunde umgefallen und ohnmächtig geworden, weil er nichts gegessen hatte. Jeden Tag bekam er bloß vier Stücke trockenes Brot und bloß ein paar Löffel Marmelade und das war seine ganze Nahrung. Richtiges warmes Mittagessen konnte er gar nicht mehr. Unser Herr Rektor erzählte das, und er war ganz traurig darüber. An seinen Vortrag knüpfte er die Bitte an uns alle, wir sollen, nämlich armen und bedürftigen Kindern helfen. In jeder Schule gibt es welche, deren Eltern keinen Verdienst mehr haben. Er machte einen Vorschlag, daß wir jeden Tag nur eine Kartoffel mit in die Schule bringen sollten. Das sind bei 590 Schülern täglich 590 Kartoffeln, bald so viel wie zwei Zentner, wenn die Kartoffeln groß sind. Das machen wir schon vier Monate. Die Kartoffeln werden mittags abgeholt von Volksschülern, die Handwagen haben und die bringen das in die Schulen in armen Stadtteilen, dort gibt es dann in der großen Pause warmes Eisen für die Kinder. Eine Kartoffel kann ja jeder mitbringen, das

kostet keinen viel Geld. Wir freuen uns alle, daß wir anderen Schulkameraden helfen können.“

Der 17jährige Unterprimaner Heinz W.:

„Jetzt ist bald Ostern. Natürlich werde ich versetzt, ich bin der 19. unter 31 Schülern. Dann komme ich in die Oberprima. Das dauert ein Jahr. Sicher bestehe ich das Abitur. Was dann wird, weiß ich nicht. Ich wünschte, ich wäre noch in der Sexta. Zu Hause wird immer nur davon gesprochen, was aus mir werden soll. Es gibt wohl keine Berufe mehr, in denen Ausichten sind. Meinen Freunden geht es ebenso. Auswandern kann man auch nicht mehr. Manche aus unserer Klasse würden das tun. Sie wissen nur nicht, wohin. Letzte Ostern ist C. abgegangen, er lernt jetzt Autoschlosser, denn er denkt, das wird mehr gebraucht als andere Fächer. Ich werde mich auf portugiesische Sprache verlegen, vielleicht kann einem das nützen, denn in Deutschland können nur wenige Leute portugiesisch.“

Brief eines 16jährigen Sekundaners (der 3 Tage verschwunden war) an den Rektor seines Realgymnasiums:

„Sehr verehrter Herr Direktor! Ich möchte Sie mit den Gründen bekannt machen, warum ich drei Tage nicht in der Schule war. Ich wollte wandern, nicht mehr daheim sein und nicht länger in die Schule gehen, weil ich die Verhältnisse nicht mehr aushielt. Mein Vater ist seit dreieinhalb Jahren stellungslos, meine Mutter seit einem Vierteljahr lungenkrank. Meine jüngere Schwester macht den ganzen Haushalt. Wir kennen schon lange kein richtiges Essen mehr, ich bekomme keinen Pfennig für Hefte, Federn und Schulbücher. Ich muß viel einkaufen, Kohlen holen und für andere Leute Botengänge machen, damit ich meine Schul Sachen kaufen kann. Mein Vater meint den ganzen Tag, sie reden alle nur von Selbstmord und prophezeien mir immer, ich würde auch keine Stellung und Arbeit finden. Dieses ganze Elend kann ich nicht mehr aushalten. Sie wissen, daß es reiche Jungens in meiner Klasse gibt, die wissen nichts von Not und lachen unsereinen aus, weil man schwächlich ist und manchmal kaum weiter kann. Ich wollte Schluß machen und wandern. Ich dachte, in Bauerngegenden könnte ich vielleicht bei einer Arbeit helfen, denn ich habe immer gute Zensuren gehabt und kann sicherlich in mancher Beziehung mehr als einfache Bauern und Landleute. Hätte mich die Polizei nicht heute früh erwischt, so hätte ich meinen Plan durchgeführt. In die Schule möchte ich nicht zurück, trotz meiner Freistelle. Es nützt doch nichts für die spätere Zukunft und man wird mich in der Klasse doch nicht begreifen.“

Ganz anders, hoffnungsfreudiger und zuversichtlicher ist dieser Brief eines

Obersekundaners, der seinem Klassenlehrer schreibt:

„Sehr geehrter Herr Dr. B.! Nun bin ich schon fast drei Wochen an der Ostsee. Wir haben gutes Wetter gehabt und die Aufnahme in diesem Heim war über alles Erwarten herzlich und schön. Das Essen ist wundervoll, wenigstens für meine geringen Ansprüche, ich bin nicht verwöhnt. Ich danke Ihnen, daß Sie sich dafür eingeseht haben, daß ich hierher verschickt wurde. Sie werden erstaunt sein, wie gut ich aussehe, ganz braun. Ich habe schon drei Pfund zugenommen. Meine trübe Stimmung ist vorbei, ich glaube, die Natur hilft einem viel über die unangenehmen Dinge des Lebens hinweg. Ich habe einem alten Fischer geholfen, der Briefe schreiben mußte. Er schenkte mir dafür Räucherflundern, die ich Ihnen heute durch L. Schide, der nach Hause reifen muß, als kleines Zeichen meiner Dankbarkeit. Ich glaube, wenn man seine Ansprüche zurückbraut, so kann man vielen Menschen bei vielen Dingen helfen und ich bin fest überzeugt, daß bei mir auch nach diesem letzten Schuljahr alles gut wird. Ir-

gendwo wird man sicher eine Beschäftigung finden und wenn es auch nur so ist, daß man einfachen Menschen wobei hilft. Hier lebt ein Arzt, der sucht einen jungen Menschen, der ihm hilft, seine Instrumente zu säubern und seine Bücher zu führen, denn er hat eine gichtige Hand. Das wäre etwas für mich. Lieber so etwas, als nichts tun und in den Großstädten zusehen müssen, wie die bösen Instinkte selbst in den besten Menschen durchdringen und andere anstecken.“

Das sind keine hoffnungswedenden Dokumente. Sie zeigen, wie die Umwelt, wie die ganze Atmosphäre von Not, Elend und Kummer junge Menschen beeindrucken und ihnen das nehmen, was ältere Generationen für das Schönste am ganzen Leben halten: die Unbekümmertheit der Jugendjahre.

Rundschau.

Die Talsohle.

Das deutsche Institut für Konjunkturforschung stellt erneut fest, daß die Weltwirtschaft in ihrem Deflationsabstieg die „Talsohle“ erreicht habe und daß die Wirtschaftsschrumpfung im allgemeinen beendet sei. Allerdings seien einige Länder wie Belgien, Italien, Oesterreich, Tschoslowakei und die Schweiz mit dem Abbau noch etwas im Rückstand und — man glaubt aus dem Bericht einen schweren Seufzer herauszuhören — Sowjetrußland, Japan und Palästina leisteten sich wider alle Erwartung sogar eine „Sonderentwicklung“, will heißen einen Wirtschaftszustand ohne Preisabbau und Arbeitslosigkeit. Dabei lautet die Prognose des Instituts, daß nun für Deutschland, Frankreich, England, die Union und alle andern Länder mit Preisenkung und Wirtschaftsschrumpfung bis zum Menschenmöglichen der Marsch auf der Talsohle begonnen habe. Wie lange der dauern werde, könne man nicht sagen, aber sicher winkle am jenseitigen Talabhang ein neuer Konjunkturaufstieg.

Es stimmt etwas nicht an der Theorie des Konjunkturforschungs-Institutes. Einmal besteht da die Vorstellung eines universellen Preisniveaus, das erreicht werden muß, bevor der Umschwung kommen kann. Bevor nicht in der ganzen Welt die Preise auf das Vorkriegsniveau abgebaut sind, glaubt man, könne es nicht besser werden. Deutschland und andere Länder (siehe oben) haben ihr Teil geleistet, das Vorkriegsniveau erreicht; die andern, wie Belgien, Tschoslowakei, die Schweiz u. (siehe oben) mögen sich beeilen, das gleiche zu tun. Die Schweiz z. B. hätte das Ruß-Programm (Preis- und Lohnabbau) in etwas beschleunigterem Tempo durchzuführen. Dann erst beginnt auch für sie der Talmarisch. — Aber was nun, wenn alle Talsohlenvölker mit ihrem Wirtschaftsaufstieg warten müssen, bis es den Russen und Japanern paßt, ebenfalls ins Tal der Wirtschaftsschrumpfung hinunterzusteigen? Das gibt vermutlich für die Völker, die zuerst drunten waren, ein peinvoll langes Wandern in Staub und Not. In Deutschland erhielten diesmal sechs Millionen die staatliche Weihnachtunterstützung von 30 Mark. Sechs Millionen hatten wenigstens am Weihnachtstage zu essen, wenn das Geld nicht vorher schon verausgabt war. Die Talsohlenwanderung wird in diesem Winter das deutsche Volk auf eine schwere Probe stellen.

Wir glauben nicht, daß Rußland und Japan sich beeilen werden, die Deflationspolitik der andern Völker nachzuholen. Rußland wird weiterhin mit Notepresse und rigoroöser Devisenpolitik sein Preisniveau hoch und die Wirtschaft im Gang halten. Japan benutzt die wirtschaftliche Ohnmacht der Goldwährungslander — es selbst hat den Goldstandard aufgegeben —, um seine politische und wirtschaftliche Vormachtstellung über ganz Ostasien auszubreiten. Den Krieg finanziert es mit zufälligen Krediten. Die Kriegsindustrie tritt für die Exportindustrie, die nicht mehr

nach Europa liefern kann, in die Lücke und beschäftigt die Arbeitslosen.

Nein, es gibt keine universelle, die Gesamtheit der Völker umfassende Krise. Es gibt keine Weltkrise, die von einem über dem Willen der Menschen stehenden Naturgesetz diktiert wird. Jedes Volk macht seine Krise selber. Macht sie in dem Maße, wie es Deflationspolitik treibt, d. h. durch Lohn- und Preisabbau seine Wirtschaft lähmt und zerstört.

Darum ist auch die These von der „Völkerwanderung“ auf der Talsohle der Depression falsch. Falsch ist auch die These von der Ueberproduktion, die die Störung der Wirtschaftsmaschine verursacht habe und die darum durch die Planwirtschaft forrigniert werden müsse. Darüber bei anderer Gelegenheit ein mehreres.

An der Jahreswende.

Die Völkerbunds-idee macht eine Krise durch. In der Mandchurei und im Gran Chaco hat Genf versagt. Das Fehlen an wirksamen Sanktionsmitteln wirkt sich als Schwäche aus. Die Abrüstungskonferenz wird das von Frankreich vorgeschlagene Völkerbundsheer schaffen müssen, wenn es künftige Kriege zwischen den Völkern verhindern will. Das imperialistische Japan, das bolschewistische Rußland und das fascistische Italien glauben nicht an den Völkerbund. Das ist eine weitere Schwäche. Auch die mächtige Union zeigt keine Lust, noch Genf zu kommen, anders, denn als stiller Beobachter. Und seine Beobachtungen bestärken Onkel Sam immer mehr im Glauben, es sei den Mächten in Genf mehr um die eigene nationale Sache, als um die Sache der Allgemeinheit zu tun. Das trifft sicher bei den rivalisierenden Großmächten zu, nicht aber bei den kleinen neutralen Völkern, die nichts Sehnlicheres wünschen als in einer befriedeten Welt friedlich wirtschaften zu können.

Die Welt steckt mehr denn je voller Probleme. Das neue Jahr wird eines lösen müssen: das Problem der Wiederankurbelung der Wirtschaft. Denn es steckt Zwang darin. Die Zustände sind unhaltbar geworden. Griechenland steht vor dem finanziellen Zusammenbruch. Nicht besser steht es mit den andern Balkanvölkern. Rumänien, das Getreideland par excellence von ehedem, muß Weizen einführen; so schlimm steht seine Landwirtschaft. Die Handelszahlen aller Völker gehen beständig zurück. Deutschlands Export ist auf ein Drittel des Wertes von 1928 gesunken. Bald wird der Zustand der Autarkie erreicht sein: jedes Land, zollrecht abgeschlossen, wurzelt für sich allein; in den Meereshäfen liegen Millionen Frachtkonten brach; die eine Hälfte der Arbeitenden unterstützt die andere Hälfte der Arbeitslosen. Die Weltwirtschaftskonferenz in London ist auf Anfang März angesagt. Sie muß eine Lösung finden, zu positiven Resultaten kommen, wenn nicht der „Muspilli“, der Weltbrand, über uns hereinbrechen soll. MacDonald hat die Vorbereitungen an die Hand genommen. Quesnan, der Präsident der B. I. Z., beschwört die Herren Delegierten — die Amerikaner sind schon unterwegs —, daß sie als erstes die Wiederherstellung des Goldstandards beschließen mögen. Begreiflich, hat doch die B. I. Z. sonst nichts zu tun. England wird ihm die kalte Schulter zeigen; sicher auch Japan, das seinen Krieg ohne Gold macht. Bolivien hat eben auch sein Gold für die Zwecke der Kriegsfinanzierung gesperrt; dort gibt es in absehbarer Zeit auch keine freie Goldwährung mehr.

Problematisch ist und bleibt Deutschland mit seinen 6—7 Millionen Arbeitslosen, seinen Kommunisten und Nationalisten, seiner Junkerregierung und seinem greisen Staatspräsidenten. Wie wird es den Frühling erreichen durch diesen Hungerwinter hindurch? v. Schleicher hat geschickt und vorsichtig die Arbeitsbeschaffung an die Hand genommen. Dr. Luthner zeigt sich ihm in der Kreditgewährung entgegenkommender, als er es v. Papen gegenüber tat.